Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Bretonisches Tagebuch [Fortsetzung]
Autor: Löw, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749447

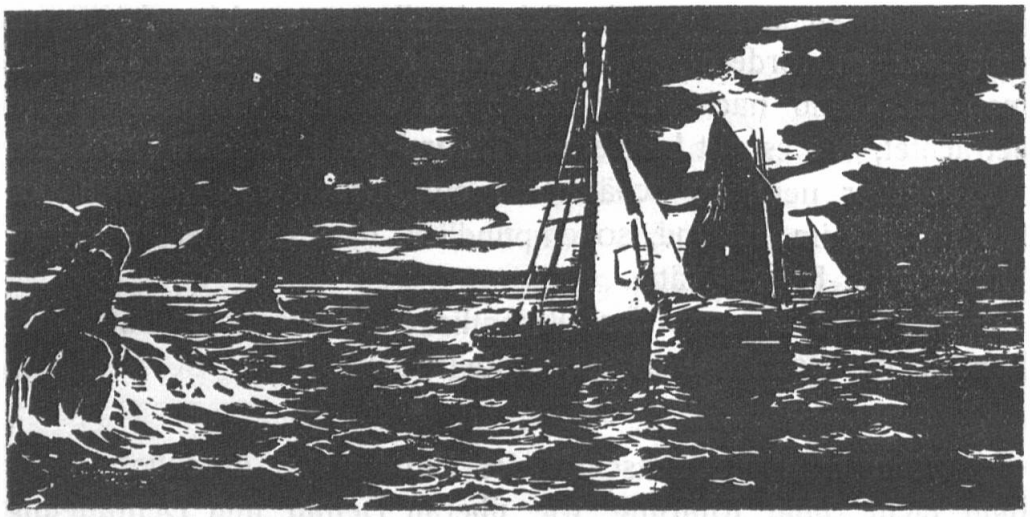
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



BRETONISCHES TAGEBUCH

VON RUDOLF LÖW

(Fortsetzung)

Die Männer scheinen sich hier, wie überall auf dem Land, am Sonntag zu langweilen. Sie warten auf den Montag. Und da sie nicht zwölf Stunden untätig sein können, trinken sie. Man trifft in den bretonischen Küstenorten an windstillen Tagen etwa so viel Betrunkene wie in der Schweiz an gewöhnlichen Sonntagen. (Die Sausersonntage haben ihre eigene Statistik.) Nur hat sich der an die Schwankungen des Bootes gewöhnte Seemann eine sicherere Gangart angeeignet als der Bauer. Er schleppt seine Holzschuhe über den Boden und fällt selten. Vielleicht erwerben unsere Tramkondukteure im Laufe von Generationen ähnliche Vorzüge. Außer den amtlichen Anzeigen enthalten die Anschlagswände nur Schnapsanpreisungen: Benedictine, Banyuls-Trilles, Fraisette, St. Raphael, Quinquina, Byrrh, Amer Picon usw. Es gibt kaum eine Verkaufsbude, in der nicht neben den vier Hauptfässern mit den gewöhnlichen Branntweinsorten alle diese Schnäpse in speckig glänzenden Flaschen auf Wandschäften stehen. Sind die Seeleute arm, weil sie trinken, oder trinken sie, weil sie elend sind?

Abends.

Die Hügellandschaft hinter Audierne ist so schön mit ihren monumentalen Baumsilhouetten, dass wir beinahe das Meer darüber vergaßen. Am Nachmittag spazierten wir durch die Parke, bis wir unversehens mitten in einem Privatgut standen, wie der Herr Reinhard im Sinngedicht. Da uns aber keine Pfarrstochter ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, riskierten wir höchstens die Begegnung mit einem bissigen Hund oder Parkhüter. Ein Mensch ist in dem Fall vorzuziehen, er lässt mit sich reden, ein Hund nicht. Unten an einem Buchenrain stießen wir auf die äußerste Verzweigung eines Meerarmes; drei nackte Knaben spielten im Wasser mit einem Segelschiffchen.

Almend und Privatboden sind oft so unbestimmt getrennt, dass man als Fremder in Verlegenheit kommt. Manchmal weiß man nicht einmal, ob Verbotstafeln ernst zu nehmen sind. Auf den Landsitzen in Italien zum Beispiel hat man oft als gut bekleideter Mensch unbeschränkte Rechte. Die Tafeln mit der Aufschrift „Bandita" gelten nur für die armen Teufel, die Holz wildern.

Gegen Abend waren die Nebel plötzlich weg, die Sonne vergoldete vor uns einen prächtigen Eichenwald und die Ginsterbüsche am Straßenrand. Eine Bäuerin, die nur bretonisch konnte, stand ratlos vor unseren Fragen und Handbewegungen; es war unmöglich, den nächsten Weg nach Audierne zu erfahren. Als wir aber kurz darauf auf der Hauptstraße standen, erschien uns unsere Frage noch unverständlicher als die Frau.

An unserer Tafel sitzt immer ein Zollbeamter. Wir rücken ihm mit hundert Fragen auf den Leib, bekommen aber wenig Auskunft. Als wenig gereistem Mann fielen ihm die Eigentümlichkeiten seines Landes nicht besonders auf. Er wusste auch nicht viel, hielt aber mit seinen Antworten zurück und unterschied sich so von dem Alleswisser, der unter einem gewissen reisenden Publikum so oft zu treffen ist.

24. Mai.

Früh um fünf Uhr sind wir mit dem Zug von Audierne weggefahren bis zur Halte von Beuzec. Über steinige Wege, Felder und dorniges Heideland kamen wir mit unsern Rädern nordöstlich von Audierne wieder ans Meer, an die riesige Bucht von Douarnenez.

Die Karte der Bretagne erinnert an einen Tierkopf; die Wohlwollenden sagen, einen Löwenkopf, andere einen Hundeschädel. Ich glaube, der Vergleich mit einem Eisbären ist noch zulässiger. Dieser Eisbär reckt den Hals und sperrt das Maul (die Baie de Douarnenez) auf, um ein Stückchen Zucker (die Insel Ouessant) aufzufangen. Das Cap de la Chèvre bildet die Spitze des Eckzahns, Brest liegt in dem Nasenloch, die Isle de Tristan bei Douarnenez ist das Halszäpfchen und die zerfressene Südküste der zottige Hals. Wir sitzen als Spaltpilze in dem kleinen Höckerchen eines mittleren Backenzahns.

Der Ausblick ist wunderbar. Durch lange, lange Nebelballen schimmert der Himmel, unten blassgrün, oben kobaltblau. Liegt man auf den Felsplatten, dann ist alles täuschend wie im Gotthardgebiet; die grauen Felsen mit dem grünen Weidland dazwischen und die kurzrasige Polsterflora stimmen genau. Ein Wildbach rauscht über einen Felsen. Dunkle Blöcke ragen in die Luft, und Felswände mit Geröllhalden ziehen sich in die Tiefe. Unten wogt das Wasser wie ein Nebelmeer.

Wenn man nicht mit Sturmperioden zu rechnen hätte, könnte man hier sein Zelt aufschlagen und ungestört wochenlang arbeiten. Leider ist nicht daran zu denken, in einem der in der Nähe befindlichen Bauernhöfe zu wohnen. Die Bewohner auf diesen einsamen Höfen sind armselig eingerichtet; außerdem sind sie unzugänglich, besonders für Menschen, die nicht ihre Sprache reden. Es ist begreiflich, dass diese Leute misstrauisch werden wie Tiere, wenn nur alle paar Jahre ein Fremder ihr Gebiet betritt, der womöglich jenen verdächtigen Wagen mitbringt, dessen beide Räder hintereinander stehen statt nebeneinander. In Dörfern mit einer Fahrstraße sind solche Gäste nicht so selten, obschon wir in Beuzec, einem abseits liegenden Dorfe, noch Aufsehen machten. Die Schulmädchen sprangen von ihren Bänken auf und belebten mit ihren weißen Hauben die Fensterkreuze. Das war wie ein aufliegender Taubenschwarm. Während mein Freund weiterfuhr an die Pointe de Beuzec, zeichnete ich von der Friedhofmauer die gotische Kirche mit dem Barockportal und blinzelte über mein Heft zur schattigen Schulstube, aus der hin und wieder ein paar Mädchen das Köpfchen herüberdrehten. Ich betrachtete von meinem heißen Steinsitze aus die behagliche Geschäftigkeit der wenigen

Menschen. Ein altes Weiblein, das wie die Königin Berta unterwegs an einem Spinnrocken zupfte, führte ein mageres Kühlein vorüber. Das neugierige Tier beschnupperte mein Rad; dieser harmlose Vorfall gab wieder den Anstoß zu einer fröhlichen Aufregung in der Schulklasse. Gegen Mittag fuhren wir durch die heißen schiefergrauen Landes nach Audierne zurück. Unser Tischgenosse war schon in das Aufknacken der roten Krabbenscheren vertieft.

Endlich sind mehrere Pakete aus Le Croisic angekommen. Endlich wieder frische Hemden. Auch ein Vertrag ist abgeschlossen. Ich beziehe an der Pointe du Raz das Zweighotel unseres Wirtes als einziger Gast.

Bei verschiedenen Handwerkern hatte ich noch Einkäufe zu besorgen. Wie schwer ist es, in einer fremden Sprache Gegenstände zu verlangen, die man nicht einmal in der Muttersprache zu benennen weiss.

Nach dem Nachtessen gab es ein Gewitter. Wir saßen unter der Türe an der Straße. Mein Freund spielte auf dem Klavier einige Lieder, die mir so lebhaft die Stimmung aus meiner Studienzeit vor Augen führten, dass die nassen Hafendämme vor mir zu phantastischen Erscheinungen wurden. Ein Bettelmädchen auf der Straße hörte in Verzückung zu. Es schien zu weinen, alles schien zu weinen; die Straße weinte, das riesige Segelschiff „Marguerite" weinte. Ich hatte plötzlich das heftigste Verlangen, gute Kammermusik oder eine Brahmssymphonie zu hören. Durchnässte Fischer trugen ihre Bündel heim; hinter ihnen schlurften Mädchen daher; Menschen, die nie in ihrem Leben verfeinerte Lebensgenüsse kennen gelernt haben, die ihre Armut kaum empfinden; Menschen, die es nicht fassen könnten, wenn man ihnen sagte, wie mächtig ihre Silhouetten vor dem düsteren Abendhimmel stehen. Die Nacht sank über das Städtchen. Der feine Hügelbogen mit den krummen Pinien verschwamm in der Dunkelheit.

25. Mai.

Heute nach Tisch müssen wir auswandern. Zum Abschied liegen wir im Sand unter der stechenden Sonne. Unsere kleinen Freunde stehen auf den Kopf, schlagen Purzelbäume und freuen sich unbändig über unseren Beifall. Warum sie nicht in die Schule gehen, fragen wir. Da gibt es ein Entrüstungsgeschrei über Schule

und Kirche. Der milde Jüngling, der uns bis jetzt gegen Zigarettenspenden seinen bretonischen Wortschatz mitgeteilt hat, fängt plötzlich an zu schimpfen, man solle die Pfaffen, diese Apaches, an die Laternen hängen. Was ein Mann sei, gehe nicht in die Kirche, höchstens die alten Mümmelgreise. Dieser Ausbruch an den als fromm berüchtigten Gestaden der Bretagne klingt seltsam. Oder ist es der Empörungsschrei der Notleidenden, die dem Tyrannen fluchen?

Von diesen düsteren Gedanken wurden wir durch einen vorüberziehenden Hochzeitszug freundlich abgelenkt. Die Paare schritten schweigsam einher und sahen feierlich aus in ihren schwarzen Kleidern. Einzig die Braut trug eine reichgestickte weiße Schürze. Auffallend schön waren die schwarzen durchbrochenen Brusttücher der Frauen. Keine Jauchzer und Sprünge, kein Fiedler und keine Handorgel belebten den Zug. Albert Welti hätte diesmal mit Weiß und Schwarz auskommen können. Über die Treppe durch die Felsen und über den langen, langen Damm bewegte sich die schwarze Gesellschaft wieder landeinwärts. Unsere Lausbubenfreunde machten ungehörige Bemerkungen, trieben tausend mutwillige Dinge, setzten unserem revolutionären Sprachlehrer Maikäfer an Hals und Haar oder vergruben die armen Tiere im Sand. Sunt pueri!

II. POINTE DU RAZ.

Heute nachmittag fuhr unser Tilbury mit Koffern und Stangen von Audierne weg. Auf dem Bock saßen wir selb dritt. Warum verlangt man von einem einzelnen Tiere, dass es bergauf galoppieren soll? Der Schweinekerl von Kutscher riss dem Ross beinahe den Unterkiefer weg und schlug drauf los, dass das Tier vor Wut und Verzweiflung nicht mehr aus und ein wusste. Unser Zureden half nicht viel; Friedrich Vischers „A. E.“ hätte den Burschen erwürgt. Der Sturm peitschte uns zudem kalten Regen und Hagel entgegen.

Im Hotel stehen mir zwei große Zimmer mit vielen Tischen zur Verfügung. Das eine wird Atelier und Vorratskammer, das andere Schlafzimmer und „Gesellschaftsraum“. Die Wirtin in Audierne hat uns eine Buvette empfohlen, in der wir etwas rechtes

zu essen bekämen. Weit weg an der Straße im Heideland klopften wir an einer Bretterbude an. Eine alte Hexe mit glasigen Augen ließ uns eintreten und hielt uns zum Willkomm eine Strafpredigt, die zwar der Madame Courtemanche, der Besitzerin des Hotels du Commerce in Audierne galt. Es sei impertinent, es sei ein Hohn, was die Dame behauptet habe. Sie wisse ganz genau, dass vor der Saison nichts bei ihr zu haben sei, und die Saison beginne erst im Juli. Wir ließen sie zuerst austoben und lenkten dann sehr artig ein, wie wir mit ganz wenigem zufrieden seien, und dass mit uns gut auszukommen sei. Langsam heiterte sich die Stirne der Alten auf und ihre Worte wurden milder, obschon die Redelava weiterfloss und ihre Stimme die Luft in zitternder Schwingung erhielt. In der Zeit, die ruhige Esser zur Vertilgung einer Omelette brauchen, erfuhren wir bis ins Kleinste den Roman der guten Frau, besonders lebhaft trug sie das wichtigste Kapitel, ihre Erlebnisse an der Pariser Weltausstellung von 1900, vor. Sie hatte dort die Kasse des bretonischen Palais besorgt, Stickereien verkauft, den Haushalt ihres Vorgesetzten gelenkt, kurz sie hatte sich in Paris unentbehrlich gemacht. Sie habe die Welt kennen gelernt und sehe jedem auf den ersten Blick an, ob er ein Strolch sei oder nicht. Zwar werde sie immer wieder betrogen, aber sie sei mit wenigem zufrieden und habe nie den Mut verloren. Zum Schlusse einigten wir uns, dass ich jeden Abend eine Suppe und eine Omelette bekommen solle; auch Brot und Wein könne sie abgeben, mehr nicht, denn eine Spiritusflamme und ein Becken mit Holzkohlen seien ihre einzigen Wärmequellen zum Kochen. Zum Dank für die freundliche Wendung ihrer Gesinnungen holten wir der Frau in einer Korbflasche Wasser aus unserem Hospiz.

Nun wütet der Sturm um das Haus. Beim Öffnen der Fenster hat er die Türen aufgerissen und alle Papiere von den Tischen gefegt. Mit Mühe hat man die Läden schließen können. Wir versprachen uns wenig Schlaf für die Nacht.

26. Mai.

Am Vormittag ist mein Freund heimgereist. Seither ist es im Hotel unheimlich still, wie in einem verwunschenen Schloss. Mit Hämmern und Sägen habe ich die Räume erfüllt. Die wilden Tauben im Dachverschlag werden sich gewundert haben. Eine schwere Staffelei, die dem Sturm trotzen soll, ist fertig geworden.

Und sie hat Stand gehalten. Ich habe sie an einer ausgesetzten Lage aufgestellt und in einiger Entfernung vier Buchenkeile in die Erde geschlagen. Die Eisenringe an den Keilen und an der Staffelei wurden mit Seilen verbunden und straff angezogen. Zuletzt wurde der Keilrahmen an die Staffelei geschraubt. Allerdings ist mit dieser Ausrüstung noch nicht viel erreicht. Der Sturm hat mir ein paarmal die Palette auf die Studie gedrückt, bis alle Farbenwürmchen zu kleinen Kratern verstümmelt waren. Einem Pointillisten mag der Wind als Mitarbeiter erwünscht sein. Ich schleppte meine Gerüste wieder heim und wartete verdrießlich auf die Abendsuppe. Die Alte machte ein wunderliches Gesicht, als ich schon um halb sechs an ihrer Türe stand. Die Redelust der Dame ist versiegt. Ich glaube, sie mag mich nicht besonders; mein Freund hat mehr Erfolg gehabt. Dafür wird nun der alte Guillaume gesprächig. Guillaume, ein Kleinhändler aus Brest, ist ein Jugendfreund der Alten; er ist für ein paar Wochen auf Besuch gekommen, um die Bretterbude zu vergrößern. Ein neuer Raum ist glücklich unter Dach. Der Mann singt und pfeift den ganzen Tag wie ein Vogel und findet alles riesig interessant, was er sagt, und alles unbedeutend, was er hört. Sein zu langer Unterkiefer und der Verlust der meisten Vorderzähne geben seinem Französisch einen englischen Tonfall. Er betrachtet sich mit Recht als den Mittelpunkt der Welt. Jedermann ist Mittelpunkt der Welt. Nur ist zur Zeit für Guillaume die Welt aus den Angeln gehoben, weil er Brest verlassen hat.

Bei Sonnenuntergang war der Himmel dunstig rot, wie man ihn auf Wüstenbildern sieht. An der Südküste bin ich auf Überraschungen gestoßen. Mächtige Granitwände und -Klötze stehen vor dem Felsabhang. Zwischen beiden rauscht und schäumt die Brandung.

Die Pointe du Raz ist die äußerste Spitze eines langen Keiles, der westlich in den Ozean hinausstößt. Die Gesteinsfalte der kleinen Halbinsel senkt sich von Süden nach Norden. Nördlich rutschen darum die verwitterten Blöcke ab und stürzen ins Wasser; südlich aber bilden sie zackige Stufen, auf denen man gefahrlos bis zum Wasser hinunterklettern kann. In engen Buchten war es vollkommen windstill. Je nach der Windrichtung werde ich mich nun an der Süd- oder Nordküste beschäftigen. Das Hotel liegt oben

auf dem leichtgewölbten Heideland in der Mitte, etwa siebzig Meter über Meer.

27. Mai.

Stürmisches Regenwetter. Langer Schlaf. Marianne, ein Mädchen aus Leskoff, kommt jeden Morgen ein paar Kilometer weit her und bringt eine Flasche Milch und alle vier Tage ein Dutzend Eier.

28. Mai.

Heute nachmittag kam ein großes Paket aus Audierne. Mein Freund hat für meine Speisekammer gesorgt. Viele Büchsen mit Fischen und Gemüse, Schinken, Käse, dürres Obst und Süßigkeiten.

Am Tag belebt sich das gelbe Land mit schwarzgekleideten Mädchen und Kindern; sie bringen Schafe, Kühe und Pferde auf die Weide, lassen aber die Tiere frei und hocken an die windgeschützte Seite des Hotels. Kommt der Wind von Süden, dann bin ich schlimm dran. Die Kinder klappern mit den Holzschuhen auf der großen Zementterrasse herum und glotzen mich verwundert an, wenn ich sie fortschicke. Kaum bin ich weg, kommen sie wieder wie die Spatzen. Ich musste sie schließlich mit Gewalt davonjagen.

Vor der Abendsuppe wurde ich von meiner Wirtin zum Baurat befördert. Die Bretterwände sollen nun angestrichen werden. Ich soll sagen, wieviel Farbe, was für Farbe, was für Öl und Pinsel zu bestellen seien, damit Guillaume die Hütte anstreichen kann. Auch eine Tapete muss ich aussuchen und die neuen Pfannen und Kessel begutachten. Für meine Dienstleistungen bekomme ich ein zweites Glas Wein. Obschon ich als brauchbarer Gast in der Wertschätzung gestiegen bin, spricht die Frau immer noch mit warmer Begeisterung von meinem Freunde. „Ah, il est très gentil, l'autre Monsieur, ah oui n'est-ce-pas Guillaume?“ Guillaume gibt es zögernd zu. Die beiden Alten begleiten mich nun jeden Abend mit der Wasserflasche heim. Ein dichter Nebel hat alles zugedeckt. Das weißgetünchte Hotel mit dem Schieferdach erschien in der Dämmerung wie ein Hospiz in den Alpen.

Der anhaltende Sturm und die Meerluft haben mich unruhig gemacht. Die Abende sind düster und unheimlich, besonders wenn es in meinem Schlosse spukt. In der Nacht höre ich Schritte auf

dem Hausgang; auch über der Decke poltert es. Das Regenwasser läuft in der Mitte des Hauses zusammen und fließt durch ein Rohr im Hausgang in die Erde, offenbar in den Sodbrunnen. Hie und da wird vom Sturm eine Estrichtüre aufgerissen oder eine Dachfensterscheibe zerschmettert. Ich wache dann plötzlich auf und spioniere mit dem Ohr in der Dunkelheit. Unverschämte Gedanken stellen sich vor mich hin und fragen, wozu ich eigentlich so weit gereist sei. Ob es jetzt nicht viel schöner wäre in den stillen Juratälern mit den strahlenden Löwenzahnwiesen und den blühenden Bäumen als auf dem düsteren Heideland. Kleinlaut muss ich zugeben, dass hier ringsum kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm zu sehen ist. Nur graue Felsen und schwarze Klippen und dorniger Boden und ringsum viel Wasser, wildes, spritzendes Salzwasser.

29. Mai.

Et facta est lux!

Der Himmel, das Wasser, jedes Steinchen strahlt im Sonnenlicht. Weit auf dem Meere glänzen die Segel der Fischerboote; im Westen taucht ein kleines Inselland auf, Ile de Sein mit hundert Klippen. Die blühende Ginsterheide erfüllt das Auge mit so viel Gelb, dass das Meer daneben wie ein dunkelblaues Seidenkleid schimmert, dessen weiße Spitzenborden sich wogend um die rotgoldenen Felsen schmiegen. Der Sturm hat sich über Nacht davon gemacht. Das Meer ist zwar noch unruhig wie immer nach stürmischen Tagen.

Am Nachmittag fand ich einen schönen Ausblick auf die südlichen Küstenwände. Ich saß lange auf dem niedrigen, trockenen Heidegras und ließ hundert Meinungen und Gegenmeinungen über meinen künstlerischen Vorwurf einander gegenübertreten. Wohin ich mich wandte, lagen weite Landschaftsbilder vor mir, die ineinander überleiteten, ohne dass man eines, festabgeschlossen, hätte ausschneiden können. Einzig gegen Südost fügte sich alles harmonisch ineinander. Schwülblaue Flächen Himmel und Meer wurden durch farbig leuchtende Klippen und Küstenwände durchkreuzt. Einige Boote mit rostroten Segeln schwankten unten auf dem Wasser. Ich fand das alles unendlich schön. Muss es nicht auch schön aussehen, wenn ich genau wiedergeben kann, was ich sehe, ohne dass man alles „bildmäßig“ zustutzt? Ich zeichnete mit

Farbe genau die Silhouetten. Je länger ich zeichnete, desto wunderbarer wurde alles das Blau; es fing an zu jubeln, das Blau. Da gibt es Menschen, die unter Glasdächern sinnen und grübeln, was noch Neues zu erfinden und zu komponieren sei, und nicht daran denken, dass man draußen beim einfachen Hinsitzen die erhabensten Wunder erlebt.

Bei der Aufstellung der Staffelei geriet ich in eine böse Lage. Über einer steilen Schlucht musste ein Keil zwischen zwei Felsplatten eingeschlagen werden. Ich band mich am Seile fest, bückte mich über den Abgrund und klopfte drauflos. Da löste sich ein Stein ab und flog unten in der Nähe von kleinen Booten ins Wasser. Die Fischer, die eben ihre Fangkörbe ausgeworfen hatten, schimpften unverständliches Zeug herauf. Ich erwiderte ein paar Entschuldigungen, die aber nicht verstanden wurden. Die Wolljacken der Fischer waren so rot, wie der Mantel der böcklinischen Kalypso und passten gar schön in das blauschwarze Wasser.

Am Abend klagte ich bei meiner Wirtin über die Kinder, die jeden Mittag absichtlich einen unerträglichen Lärm machen. Da stand die Alte aufgebracht vor mich hin, wie ein Mirabeau, diktierte mir eine Anklageschrift an das Ministerium, indem sie mit ausgestreckten Armen in die Luft schrieb, und beendete jede Periode mit dem Entrüstungsruf: „Ah, sale populo!“

Vor Sonnenuntergang wird die Heide leer. Auf dem Abendspaziergang genieße ich das Alleinsein. Die letzten Granitpyramiden der Pointe du Raz stehen rotschwarz im silbergrünen Meer. Die Töne werden milder und doch farbiger. Die Felsblöcke an der Südseite sind braun und blau wie angelaufenes Kupfer. Das Wasser fluoresziert gelbgrün und wird unter mir immer dunkler, in den Felslücken tintenschwarz, der Schaum ist bläulichweiß. In der Ferne ziehen zwei Dampfer aneinander vorüber, wie zwei Freunde, die sich nicht mehr kennen. Sie schwanken fast unmerklich, der kleinere etwas stärker. Die tiefgelben Ginsterblüten am Boden machen große Augen aus dem dunkeln Grün. Mein Kastell steht fein graugrün und quecksilberfarben in der dunkeln Heide. Über dem Meer steht der blasse Halbmond. Grillen zirpen und viele Vögel piepsen. Wo sie nur ihre Nester haben; Bäume gibt es ja nicht. Am Nachmittag hat sich sogar ein Kuckuck in meiner Nähe niedergelassen

und gerufen, bis eine Gefährtin dazu kam und beide über die Felsen davontollten.

30. Mai.

Am Morgen beobachtete ich die Wellenkämme, wie sie ihre Halskrausen um einen Felsblock schlugen und zusammenstürzten. In Porto d'Anzio, in Belle Isle und in der Normandie, überall am Meer ist es dasselbe. Der Lauf des Wassers ist einfach und gesetzmäßig. Ich werde mir in Bildern nie mehr etwas schlecht Beobachtetes vormachen lassen.

Alles Ruhende auf der Erde ist messbar. Die Bewegung des Meeres aber hat weder Anfang noch Ende. Jede Welle ist ein zufälliger Teil des wogenden Kreislaufes. Tausend gleichartige Wellen im Auge addiert und durch tausend dividiert, hinterlassen das Bild einer typischen Welle. Auch Wellental, Gegenströmung, Brechung und Schiebung wollen durch Addition und Division als Typus studiert sein. Das Meer lässt sich nicht abmalen wie ein Stilleben. Mit der Kenntnis der Form ist das Wellenproblem noch nicht gelöst. Im Wellental spiegeln sich der dunkle Wellenkamm und die weißen Krausen des überstürzenden Wassers. Jeder Fleck in dem Gewoge ist ein Spiegel.

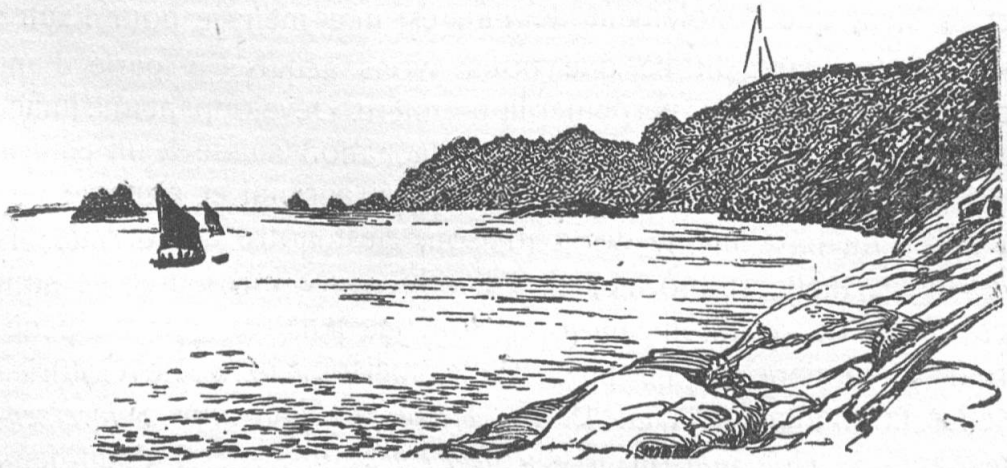
Die Photographie gibt nur zufälliges. Ich habe mich überall nach Wellenaufnahmen umgesehen, aber noch nie eine *typische* Welle aufgefunden.

Selbst Schönlebers Wasserbilder, so fein sie empfunden sind, haben etwas Zufälliges. Von Monet hängt im Luxembourg ein Meerbild: Die Brandung in den Klippen von Belle Isle en mer, ein impressionistisch groß beobachtetes Stück Meer; aber nur die wilde *Stimmung*, nicht die unfassbare Schönheit des bewegten Wassers ist in dem Bilde. Böcklin überragt alle, die bis jetzt das Meer gemalt haben. Er hat nicht nur das Charakteristische erfasst; er hat auch die *Schönheit* der Wellen zum Ausdruck gebracht. Daumier wäre vielleicht der berufene Meermaler gewesen. Er ist der Künstler des Bewegten und der Darsteller des Typischen. Daumier ist der Antipode zu dem Künstler des Stillebens, zu dem Maler des Einzelfalles, zu Trübner, dem sogar Gigantenkämpfe zu Stilleben geworden sind.

Nachmittags an der Studie der Südseite gemalt. Das Wetter bleibt heiß und herrlich blau.

Bei der Abendsuppe machte ich Bekanntschaft mit einem kleinen Knaben, der seine Trägerdienste anbot. Er heiße Germain und habe zwei Brüder und acht Schwestern.

31. Mai.

Vor sechs Uhr in der Frühe schlich der kleine Germain schon ums Haus. Ich hängte ihm die Farbenschachtel an den zerbrechlichen Hals; aber schon nach wenigen Schritten fing er an zu keuchen und zu pusten und fand es ganz in der Ordnung, als ich ihn von der Last befreite. Da er in der Schule beurlaubt worden ist, um durch seinen Erwerb zum Gedeihen von Familie und Staat beizutragen, durfte ich ihn nicht gleich wegschicken. Beim Arbeiten wurde er mir aber lästig. Während ich in meine Studie vertieft war, machte er künstlerische Versuche, indem er meine Tuben ausdrückte, um die Steine zu bemalen. Als auch meine Ermahnungen nichts nützten, pensionierte ich ihn mit einem Tagesgehalt von fünf Sous und schickte ihn fort.

Der Pensionszustand ermunterte ihn aber, rasch ein weiteres Geschäft zu eröffnen. Am Abend überfiel er mich mit zwei Mädchen, stand vor mich hin und bettelte um einen Sou: „Monsieur, un sou!“ — „Qu'est-ce-que tu veux?„ — „Un sou, un petit sou.“ „A quoi bon?“ — „Acheter du pain.“ — „Où ça?“ — A la cabane.“ — „A quoi bon le pain?“ — „Pour manger.“ — „Mais tout à l'heure tu auras ta soupe.“ — „Oui.“ — „Alors tu vas te gâter l'appétit.“ — „Oui.“ — „Alors à quoi bon le sou?“ — Er wusste nicht, zu was. Die Mädchen lachten ihn aus, und die drei Wegelagerer machten sich davon. (Schluss folgt.)